

Dämonentänzer der Urzeit [Fortsetzung]

Autor(en): **Ackermann, F.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 8

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634806>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



ROMAN AUS DEN WILDNISSEN DER ZEIT DER HELVETIER
VON F. H. ACKERMANN

20. Fortsetzung

„Nein! Ich habe sie für heute und morgen zum Fällen von Sudholz bestimmt, und dabei bekommen sie stets reichlicheres Essen. Auch die Waldluft wird sie stärken!“

„Das ist gut — gehen wir!“

Ein Leibsklave Treffams holt nach dem reichlichen Imbiß die Pferde, sie steigen auf und reiten im Schritt durch das walddreiche Aichtal. Der Weg ist zwar holperig; aber gut gezeichnet, von den Schritten ganzer Generationen von Sklaven ausgetreten, die einst hier den ledernen Heuerfackel auf ausgemergelten Schultern den Magnaten von Halodin zutrug. In den Kronen der Urwaldriesen ächzen und stöhnen heute noch ihre verlorenen Sklavenseelen; denn der getretene Stollensklave war zu verachtet, zu gemein, als daß er selbst nach dem Tode Zutritt zu den Edenhallen der seligen Götter gefunden hätte.

Gegen Mittag kommen sie an den verlassenem Stollen; er gähnt wie eine Bärenhöhle, scheint aber gut ausgebaut zu sein; so weit sie eindringen — bis in die nächsten Verzweigungen — zeigt sich noch die vollständige Türstößzimmerung in söhliger und feigerer Richtung. Dieser verlassenem Stollen ist ein vorbildlicher Hinterhalt für lichtscheues Getier beider Sorten, für Raubgelfindel und Geister!

In einem Seitenstollen, den Treffsam mit einer Rienfackel ausleuchtet, fragt der Druiden nach dem Grunde, warum man den Stollen aufgegeben habe. Da beschreibt der Aufseher mit waagrechtem Arm einen Kreis:

„Dort drüben, jener Teil, ist eingestürzt und beherbergt dreihundert modernde Leichen. Wenn der Abbau in den andern Werken spärlicher werden sollte, so wird man diesen wieder ausbauen; denn er ist sehr lohnend.“

Sie kehren zurück — denn auch bei Rienlicht ist der Bau nicht mehr gefahrlos — und vor dem Stollenmunde weist Treffsam mit ausgestrecktem Arm gegen das sichtbare Halodin:

„Seht, wie günstig für Signale! — Ich habe an Duron Altbar einen zweiten Boten entsandt, der den fertigen Plan bis in seine Einzelheiten überbringt.“

„Fürchtest du keinen Verrat?“

„Ich muß immer mit ihm rechnen; aber ich fürchte ihn nicht mehr als das Leben des Alltags; vor Moams Qualgier ist keiner seiner Untertanen sicher und — ich will — will diesem ewig drohenden Verhängnis mit einem entscheidenden ‚Entweder-Oder‘ ein jähes Ende bereiten . . . Er oder ich!“

Artwing starrt stumm und düster auf die herrliche Königsstadt der Salzberge, des Kunstreichtums — des aufstöhnenden Fluches.

Und der üppigen Gemeinheit!

Seit gestern ist aus dem harmlosen Jüngling ein harter Mann geworden.

Auf dem Umwege über Halodin hören sie das fluchende Krachen stürzender Urwaldbäume. Plötzlich stehen sie vor einer Rote von Stollensklaven, bewacht von einem baeknochigen Aufseher. Zu seinen Füßen schlafen an friedlicher Koppel zwei liebliche Pardelkazen.

Scheuen Blickes schauen die Fronsklaven auf die Fremdlinge, der eine sinnlos, der andere verängstigt, der dritte mit verhaltenem Flackern in den wulstigen Augen. Mit unversellter Langweile greift der Aufseher zur Kettenpeitsche, und wie aufgeschreckte Ameisen krabbeln die Hundemenschchen an die Arbeit.

Treffsam hat den Gäften dringend ans Herz gelegt, keinen der Stollensklaven anzusprechen, damit nicht Gespräche Anlaß zu Vermutungen gäben.

Sie würden erstaunt gewesen sein, die drei, wenn sie einen angesprochen hätten, denn — sie würden keine Antwort bekommen haben! Der Stollensklave darf nur in Gegenwart des Aufsehers und nur mit dessen ausdrücklicher Erlaubnis sprechen, und Fremden gegenüber ist das Verbot doppelt scharf.

Auf gewisse Fragen hat der „Fronhund“ nur gewisse Antworten, die er vorher — auswendig gelernt hat!

Bald kommt wieder Halodin in Sicht, im Lichte der sinkenden Sonne, in ein blutiges Flammenmeer getaucht.

Artwing sieht es brennend.

Is diabol Treffsam?

Nacht sinkt auf Halodin.

Im fahlen Mondschein liegt die Königsburg, und aus ihrem Innern glimmen einige Lichtstrahlen wie aus faulendem Stockholz. Sie steht auf einem vorstoßenden Hügelkopf, der auf drei Seiten steil abfällt; auf der vierten ist sie durch Graben und Pfahlwand vom natürlichen Zugange abgetrennt. Eine Brücke mit Eichenborstern sichert sie nach dieser Seite hin. Burg und Nebengebäude sind aus schweren Eichenstämmen errichtet und mit Lehm verkleidet. Im Innern überraschen diese primitiven Bauten durch ihren Reichtum an Luxus: Seide und Byffos hängen an den Wänden nieder, morgenländische Teppiche, aus weiten Fernen von Markt zu Markt verfrachtet, machen die Schritte unhörbar, und um die niedern Eichenische liegen Felle von Großtieren. Waffenschmuck verziert die Wände, Prunkthronen und herrliche Kunstgefäße verwehren oft den Durchgang . . . Bemalte, weitausgebauchte Keramik, figural getriebene Zysten, Botiwägelschen aus Bronze mit goldenen Trinkschalen — ein Museum halodinischer Kultur . . . und auf hörlosen Sohlen hu-

ischen Sklaven durch die dunklen Gänge wie Geister verstorbenen Generationen — — —.

Die Königshalle strahlt im Lichte der sechshundert Fackeln, und der Mitte der Tafel entsteigt aus einer Votivsäule der aromatische Weihrauch Arabiens.

An dieser Tafel sitzen die Gäste mit den Großen von Halodin, Treffam mit seinen Gästen an einer Schmalseite. Nur der König fehlt; aber sein Thron, den Dreien gegenüber, steht empfangsbereit. Große Herren lassen auf sich warten wie ein Sonnenaufgang und steigern dadurch die Spannung auf das Erscheinen ihrer Herrlichkeit. Leise unterhält man sich wie unter dem Drucke eines nahenden Weltereignisses. Doch da fliegt, von Sklavenhänden bedient, das Haupttor auf; ein langer Gang wird frei, und herein treten zwei glänzende Krieger, die mit lurenartigen Hörnern aus blinkender Bronze das Signal blasen:

Der König kommt zur Speisung.

Da naht schon der Festzug; ein leises Klirren schwillt heran: Voran Tänzerinnen im Festprunk, dann Sklaven mit herrlichen Gefäßen, die Frauen des Hofes, an ihrer Spitze Königin Co. Sie wiegt sich in den Hüften, daß ihr halodinischer Königsmantel den überladenen Schmuck ihres Körpers in blitzartigem Aufleuchten freigibt; ihnen folgen Kriegsführer und Berater, unter deren Schritt ihre Prunkwaffen gewollt und ungewollt aufklingen.

Dann folgt, auf einem Tragdiwan, von acht Prunkflaven schulterhoch getragen — König Moam von Halodin. — — Aber was ist das?

Allogaifon reckt seinen wildbehaarten Hals weit über die Tafel hin:

„Götterblut und Dämonenknochen . . .!“

Vor dem König her auf dem Boden kriecht etwas. Ein Mensch kriecht wie eine lahme Eidechse auf Knien und Ellbogen nach dem Tische hin und legt sich dort wie ein Schemel vor den Königsthron . . .

„Was ist das?“ fragt der Rauracherfürst, sich schwer im Barte fragend. — Er fragt nicht „Wer?“, sondern „Was?“

„Das ist ein Leibknecht, dem man zu diesem Dienste die Sehnen der Hand- und Fußgelenke durchschnitten hat — schau, der König setzt den Fuß auf seinen Rücken und nimmt auf dem Throne Platz. — Dieser Mann war einst König der Japyden . . .“

„Dieses Geschöpf . . .? Hat Moam ihn besiegt?“

„Was denkst du! — Dafür ist er zu feige — vom Sieger gekauft hat er ihn und so für seinen Dienst hergerichtet. Er hat noch andere, teils ohne Glieder und geblendet, mit denen er wie mit Puppen spielt, wenn er vom Nichtstun müde geworden ist!“

„Höllensbrand und Geisterfluch! — Ich werde ihn doch mit einem feurigen Eisen . . .“

„Um aller Götter willen!“

Nun wirft Allogaifon erst einen Blick in das Gesicht des Königs:

Es ist glattrasiert und von üppiger Weichheit, wie ein blaßes Frauengesicht, von schultertiefen Locken umrahmt. Es wäre sogar ein schönes Frauengesicht, wenn nicht die wulstigen Augen von Gelagen und Orgien der Sinnlichkeit erzählten.

Ohne ein Wort zu sagen, ohne sich um seine Umgebung zu kümmern, ohne selbst die Königin zu seiner Rechten zu grüßen, hebt er die Hand und legt sich behaglich zurück. — Die Bläser geben ein zweites Zeichen, und das Mahl beginnt — nach Halodiner Weise: Nur die drei fremden Gäste bedienen sich selbst.

Unter wilder Harfen- und Kesselmusik — schon mehr Lattgerassel — führen schöne Sklavinnen Reigen und Sprungtänze auf — Moam scheint sich nicht allzustark daran zu ergötzen; er schaut wie gelangweilt nach der gegenüberliegenden Tafelseite:

„Ich sehe Fremde! — Sind das die Händler?“ Kein Gruß, kein Willkommen!

Treffam verneigt sich:

„Ja, Liebling der Götter: Das sind die Fremden! — Sie sind gekommen, um dich zu grüßen!“

„Wer hat sie zu Gast geladen?“

Allogaifon wird rot wie ein Hahnenkamm und antwortet: „König Moam von Halodin, wir sind nicht auf dem Bauche hergeritten, um . . .“

Da legt ihm Treffam die Hand auf den Arm und unterbricht ihn, zum König gewendet:

„Liebling der Götter! Du hast mir geboten . . .“

Aber auch er wird unterbrochen, und zwar — von der Königin:

„Mein herrlicher Gemahl! — Ich habe sie geladen . . .“

„Dann sei es bestätigt!“

„. . . denn einer von ihnen hat mir das Leben gerettet!“

„Götter! — Welcher denn? Etwa der Strohfarbige dort? — Wann?“

„Nicht der Strohfarbige! Der ist ein Tölpel! — Nein, der schöne Mann dort mit dem großen, wilden Bart!“ — Die Schlange!

„Wie denn?“

„Mein Pferd wurde wild, ging durch und hart am Rande des Abgrundes riß der Held aus Helvetien mit Todesverachtung das rasende Tier zurück!“

„So? — Es freut mich, daß es in Helvetien noch einen tapfern Mann gibt . . .“

Wieder muß Treffam seine Hand auf Allogaifons Arm legen!

„. . . Ich habe mir sagen lassen“, fährt Moam fort, „daß sie keinen Schmerz ertragen können und fortrennen, wenn sie einen Ameisenhaufen sehen!“

Diesmal fühlt Allogaifon die Hand seines Freundes nicht mehr:

„König Moam von Halodin! Wir wissen ja, und es ist weltbekannt, daß du der tapferste König der Welt bist, und zwar nicht nur im Ertragen der fürchterlichsten Martern, die deine Sklaven auszuhalten haben, sondern auch im Töten deiner Feinde — aber sieh her: Wenn es dir ein Trost ist, den erhabenen Gästen deine Unempfindlichkeit im Ertragen von Schmerzen zu beweisen, so brauchst du mir nur nachzumachen, was ich dir vormache! Siehst du zum Beispiel diesen Armstumpf mit der Messerzwinge, den ich laut Zeugnis meiner Freunde nicht beim Spielen mit wehrlosen Puppen erworben habe? Siehst du hier mein rechtes Ohr? — Soll ich das Messer vorläufig hier hindurchstecken — in der frohen Hoffnung, daß der König von Halodin mir mitteilidig lächelnd nachfolgen werde? — Ein Ja genügt!“ Allogaifon setzt das Messer an! — Still ist's geworden im Königssaale zu Halodin!

„Heute bist du mein Gast und wir alle beim Essen!“ lächelt der König sein lebenswürdigstes Lächeln. — „Aber morgen — morgen werden wir um den Qualpreis kämpfen, bis einer von uns aufgibt oder ein Krüppel sein wird —“

„Bei allen Geistern und Dämonen! Ich bin dabei — Könia von Halodin, ich weihe dir diesen Becher Dämonenblut! —“

Die Wogen steigen: Becher und Zysten klirren — Dämonentänze schöner Frauen betäuben das Auge, der Raffeltast amantischer Klirren und illrischer Geigenharfen betäubt das Ohr, Schönheit und Wein den Verstand . . .

Die Wogen branden . . .

Und wühlen den Grund auf — — sinnlos stiert der König über die Gäste hin. Von Zeit zu Zeit versucht er zu jauchzen, stimmt ein Lied an und schüttet den Wein über Kinn und Brust.

Die Wogen überfluten . . .

Artwing starrt vor sich hin: Er glaubt, er sei gestorben und zu wahn sinnigen Dämonen verbannt — ha: Hier, hier kann ein Mensch untergehen, kann die letzte Scham verlieren und auf der Straße landen. Aber merkwürdig: Seit vorgestern ist er abgestumpft, errötet nicht mehr, macht aber nichts mit, was an Luft und Lachen erinnert.

Plötzlich fühlt er eine verstoßene Hand in der seinen:

Neben ihm sitzt die Königin von Halodin!

„Germane, du schläfst?“

„Nein!“

„Ich weiß: Das betäubende Leben hier in dumpfer Speiseluft und die wilden Tänze behagen dir nicht!“

„Nein!“

„Du würdest lieber draußen in reiner Natur wandeln und von den Sternen träumen!“

„Ja!“

„Ich fühle dir nach: Auch mich faßt Ekel in diesem Menschenriegel — horch, draußen im Garten singt der Luft¹¹⁶ seinen Hergensrün, und der Mond strahlt in den Frühling der Nacht — begleite mich, stummer Germane!“

„Nein!“

„Du hast Angst vor dem tollen Moam? Wie der — andere, der verschwand — du kanntest ihn nicht! Soll ich vorangehen?“

„Ja!“

„Am großen Ivo¹¹⁷ werde ich warten — soll ich?“

„Ja!“

Sie geht, lässig sich umsehend, durch den Vorhang zum Frauengemach, noch einmal gähmend zurückschauend, als wollte sie sich müde zurückziehen.

Allogaifon lacht wie ein Spitzbube zum Germanen hinüber:

„Artwing! — So betrunken bin ich noch nicht: ich weiß etwas!“

„Ich auch!“

„Gehst du?“

„Ja!“

„Wohin?“

„Ins Bett! — Kommt, ich habe Schlaf! Wo sind die Schragen?“

„Tressam sagt, daß wir in der Gästehalle nesten — Tressam!“ Der Berufene springt eifertig auf.

„Ja?“

„Wir wollen schlafen!“

„Kommt!“

Er führt sie durch einen langen Gang nach einem angebauten Kotten, wo ein Sklave mit Schlummerbecher und Rienspan wartet. Tressam verabschiedet sich.

Die Drei legen sich auf die kostbaren Lager, aber keiner schläft: Dubos, der Druiden, scheint argwöhnisch in die Nacht hinaus zu horchen, Artwing stiert ins Halbdunkel und Allogaifon sichert mit unendlicher Seligkeit in den Bart:

„Sugambrer!“

„Wm?“

„Ich muß dir noch danken!“

„Wofür?“

„Daß du sie hast abfahren lassen, die Alte! Die wartet sicher noch! — Götter! — Wenn ich ein Luft wäre, so ein seufzender Mondspatz, der wollt' ich eine Melodie vorpfeifen, bis sie kalte Füße bekäme! Erst halten sie uns für Barbaren und Tölpel, dann schmeicheln sie uns und wir — versehen sie!“

„Wir!“ lachelt der Germane.

„Natürlich du! — Aber bilde dir nur nichts ein: ich wäre viel schöner als du, wenn ich mein Fleisch etwas besser eingepackt hätte, und — das sag' ich dir: wir dürfen hier auf diesem Höllenbühl nur e i n m a l übernachten, sonst erwachst du eines Morgens mit einer giftigen Schlange im Bett, ohne zu merken, daß du schon seit Mitternacht den Geist aufgegeben hast!“

„Und wenn auch! — Mir ist alles Eins!“

„Besser als zwei!“

„Verstehe dich nicht!“

„Desto besser! — schlaf jetzt!“

Es wird still; eine Ampel flackert weiter — hinter einem Blechflügel, um nicht zu blenden.

Ob sie wohl schlafen, die Drei?

Ein unheimliches Ahnen geht durch den Raum und — horch, was war das?

Es klang wie ein leises Klopfen an der Wand; jetzt wieder und etwas lauter.

Artwing hebt das Haupt und horcht: Jetzt wieder!

Langsam und lautlos, wie auf der Pirsch, erhebt er sich, geht an die Türe und lauscht:

Draußen atmet jemand!

Sein Sinnen ist verflogen und — der Jäger erwacht: Mit der Linken zieht er unter kaum sichtbarer Bewegung die Türe auf, die Rechte am Stramasag, sich stets hinter der Türe haltend: Es kommt niemand.

Er tritt etwas vor und schaut in den Gang hinaus: Dort steht eine Gestalt!

Seine Urwaldaugen erkennen eine tiefverbüllte Frau,

„Was willst du?“ fragt er ganz leise.

„Dich warnen!“

„Vor wem?“

„Vor der Königin und — vor Tressam!“

„Ach! Dann bist du Laronur!“

„Ja!“

„Warum vor Tressam?“

Da kommt sie näher, ganz nahe:

„Er ist ein falscher Mensch, ein Verräter und Verleumder!“

Dem Germanen schwillt die Schläfenader:

„Dir soll einer glauben? — Pack dich fort! — Du bist eine ...!“

Wild reißt sie sich auf:

„Das hast du von Tressam, und wenn du es glaubst und sagst, so bist du — ein Lügner, ein ehrloser ...“

Ein Schlag, ein leiser Schrei — Laronur preßt ihre Hand an den Mund und greift sich mit der andern an die Wand stützend weiter. Leise weinend schaut sie noch einmal nach ihm zurück, und ihre Finger bluten. Schwer atmend schaut er ihr nach, bis sie verschwunden ist und bleibt wie ein Steinbild stehen ...

Die andern sind erwacht.

„Was war das?“ fragt der Fürst.

„Laronur! — Ich habe — sie — geschlagen!“

„So, die auch noch! — Du machst uns noch alle Weiber verrückt. — Leg dich nieder und schlaf! Wenn die nächste kommt, so geh' ich! So behandelst man — nun, es geht bald in einem zu!“

„Ich will hier wachen! Ich traue dem Landfrieden nicht mehr!“ flüstert Dubos.

„Die Götter mit dir!“

Es geschieht nichts mehr, und endlich schimmert die erste Dämmerung durch die Luftfenster.

Allogaifon fängt zu gähnen an:

„Wie man nur so Zeug träumen kann! Mir hat geträumt, du habest die Königin verfehrt und eine andere verhauen! Hab' ich zu viel getrunken?“

„Leider warst du nüchtern!“

„Leider?“

„Dann könnte ich annehmen, auch ich hätte geträumt!“

„Es gibt Träume, welche Unheil verkünden!“ erklärt nun der Druiden. — „Besonders, wenn sie wahr sind! — Wir wollen fort, wenigstens zu Tressam. Vielleicht weiß der einen Rat. Wenn nur heute nichts passiert; heute Nacht fällt sowieso die Entscheidung ...“

„Still!“

Als hätte er auf ein Stichwort gewartet, kommt der Germane herein, sichernd vor Freude:

„Das hast du gut gemacht, Germane! Königin Co ist rasend.“

„Du weißt es?“

¹¹⁶ Kelt. = Nachtigall.

¹¹⁷ Kelt. = Eibe.